

J. P. MONNINGER

UNSERE LIEBE FÜR IMMER

Aus dem Amerikanischen
von Andrea Fischer

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de

((FSC Logo))

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Februar 2020
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020
Titel der amerikanischen Originalausgabe: SEVEN LETTERS
Copyright © 2019 by Joseph Monninger
Published by arrangement with St. Martin's Press.
All rights reserved.
Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka
Titelabbildung: ((siehe Pondus unter Cover))
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Dolly
Druck und Bindearbeiten:.....
ISBN 978-3-548-06146-7

Für Susan, die am Bach lebt

Das Sonnenlicht kennt keine Bäume.
A. R. AMMONS

Das Leben ist hart, mein Schatz, aber du auch.
ANONYM

PROLOG

In Irland erzählen die Leute sich die Geschichte eines Mannes, der sich in eine Fee verliebte und mit ihr auf eine Insel ging, jenseits von Zeit und Leid. Sie wohnten in einem reetgedeckten Häuschen hoch über dem Meer, und nur Esel, Möwen und Hühner leisteten ihnen Gesellschaft. Sie lebten den Traum aller Liebenden, fern der Welt, unbehelligt von anderen, ihr Bett eine Insel, die jede Nacht aufs Neue entdeckt wurde. Das ganze Jahr hindurch schliefen sie unter einem großen runden Fenster, und der Wind trug den Geruch des offenen Meeres zu ihnen herein und spielte zärtlich in ihren Haaren. Jede Nacht nahm der Mann die Fee in die Arme, und sie schmiegte sich eng an ihn. Die Seehunde heulten, und ihre Lieder sanken auf den Grund des Meeres, wo sie in Muscheln überdauerten und nur bei starken Stürmen wieder hervorkamen.

Sterblich, wie der Mann war, wollte er eines Tages in seine alte Heimat zurück; die Sehnsucht, seine Lieben wiederzusehen, war einfach zu groß. Die Fee warnte ihn: Sobald er einen Fuß aufs irische Festland setze, sei er ein alter Mann. So bat er sie, einen Esel mitnehmen zu dürfen, auf dem er zu seinem Haus reiten wollte, um noch einmal zu sehen, was er zurückgelassen hatte. Obwohl die Fee wusste, wie gefährlich es war, liebte sie den Mann zu sehr, um ihm seinen Wunsch abzuschlagen, und so brach er eines Abends auf. Sein Versprechen, zu ihr zurückzukehren, brannte ihr

bitter und salzig in den Ohren. Als er über die Landbrücke in Richtung Festland davonritt, sah sie ihm nach, dann drehte sie sich zu ihrem Häuschen um, denn sie kannte sein Schicksal. Sie wusste, dass jede Liebe eine Insel braucht. Sie ließ Nebel vom Meer aufsteigen und löschte alle Lichter auf der Insel.

Nach vielen Tagen erreichte der Mann das Festland. Durch ein Unglück berührte sein Fuß den Boden. Im nächsten Moment verwandelte er sich in einen Greis. Er rief nach der Fee, sie solle ihn retten, doch sie konnte ihm nicht helfen. In den Jahren, die folgten, ließ die Fee in manchen Vollmondnächten die Insel aus dem Nebel aufsteigen, sodass sie ihrem Mann und allen anderen Liebenden mit gebrochenem Herzen erschien. Dann schwieg die tosende See einen unerträglichen Moment lang und gewährte einen Blick auf das, was er so gedankenlos aufgegeben hatte. Bis ins hohe Alter lebte der Mann für diese kurzen Augenblicke, in denen er glaubte, im Brüllen des Meeres die Stimme seiner Fee zu hören, den Ruf ihres gemeinsamen Bettes, ihrer Nächte und ihrer Liebe, den Ruf seines Herzens, den Schrei der Möwen, der allen Schmerz der Welt enthielt. Jedes Mal rief er, er sei da, er warte auf sie, sein treues Herz liebe sie noch immer. Seine Tage waren voller Reue, die Insel verlassen und den Zauber gebrochen zu haben. Er flehte die Fee an, ihm sein Heimweh zu verzeihen, denn es sei der Fluch des Menschen, eine Wunde, die nicht geheilt werden könne, doch ob sie ihm wirklich vergab, wusste er nicht.

ERSTER TEIL

DINGLE

ERSTER BRIEF

An: Dr. Fowler/Promotionsausschuss

Von: Kate Moreton

Betr.: Befreiung von der Lehrtätigkeit

Sehr geehrter Dr. Fowler,

wie bereits besprochen, werde ich meine Lehrtätigkeit wegen einer Forschungsreise für ein Jahr ruhen lassen. Dekanin Howell hat ihre Einwilligung bereits erteilt, die entsprechenden Unterlagen füge ich bei. Sollte es noch Fragen geben, stehe ich Ihnen selbstverständlich zur Verfügung.

Die Reise wird über Mittel des Brady-Milsap-Stipendiums finanziert, die mir von der Alumni-Vereinigung des Dartmouth College zugesprochen wurden. Sie führt mich nach Irland, genauer gesagt zu den Blasket Islands an der irischen Südwestküste. Meine Dissertation beschäftigt sich, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, mit den Erzählungen der Insulaner und ihrer Emigration von den Blaskets in die Vereinigten Staaten. Meine Absicht ist es, möglichst viele Geschichten zusammenzutragen und gemeinsam mit den bereits veröffentlichten eine endgültige Anthologie und Bibliografie aller mündlichen Narrative zu erstellen, die von der Umsiedlung der Inselbewohner in die Gegend von Springfield/Chicopee, Mass., handeln. Wie schon in meinem Promoti-

onsvorhaben erwähnt, sind die Inseln heute unbewohnt; es gibt lediglich eine in den Sommermonaten geöffnete Cafeteria für Touristen, die die Ruinen des ehemaligen Dorfes besichtigen. Die Irish Land Commission ließ die Inseln 1953 räumen; die letzten zweiundzwanzig Bewohner wurden mit ihren Besitztümern über die Meerenge in vier neu gebaute Cottages nach Dunquin gebracht, zu denen anderthalb Hektar landwirtschaftlich nutzbare Fläche gehörten.

Soweit möglich, werde ich die Narrative der vormals irischen Bürger miteinander vergleichen, die sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts plötzlich in Amerika wiederfanden, einem ihnen völlig fremden Land. Dieses ambitionierte Projekt wäre ohne die Unterstützung der Universität nicht denkbar. Für die Dauer meines Aufenthalts in Irland wird mir eine Unterkunft an der Universität von Limerick zur Verfügung gestellt.

Die Sprache der Blasket Islander gilt vielen in der Linguistik als die reinste und älteste Variante des Irischen. Diese Reise soll meine Forschungsvorhaben abrunden. Meiner Meinung nach ist der Besuch in Irland für mein Promotionsvorhaben unerlässlich. Nur ungern lasse ich meine Lehrverpflichtung ruhen, gleichzeitig freue ich mich sehr darauf, das Stipendium anzutreten. Ich bin in der Gegend von Springfield/Chicopee in Massachusetts aufgewachsen und habe mich schon immer für die dort lebende irischstämmige Bevölkerung interessiert. Mein Leben lang habe ich davon geträumt, nach Irland zu fliegen, um meine Forschungsthemen und Interessen zu vertiefen. Das ist Teil meiner Herkunft.

Ich danke Ihnen und den anderen Mitgliedern des Promotionsausschusses für Ihre Ermutigung und bin dankbar

für die Empfehlungsschreiben, die Sie und andere an den Fonds des Brady-Milsap-Stipendiums gerichtet haben. Ich bin überzeugt, dass meine Arbeit vor Ort letztlich unverzichtbar für meine Dissertation sein wird und vielleicht einen kleinen Beitrag zum Verständnis der Bewohner der Blasket Islands leisten kann.

Mit freundlichen Grüßen

Kate Moreton

1.

Ich hatte meine Bedenken – schließlich war es ein Touristenbus. Auch wenn ich es nur ungern zugab, hatte ich eins von diesen Monstren gebucht. Nicht mal einen schönen, wenn es so was überhaupt gibt. Nein, es war ein riesiger Koloss, blau-weiß, allein der Kühlergrill so groß wie ein Fußballtor. Als die Reiseleiterin – eine fachkundige, aber gestresste Frau namens Rosie – mit ihrem Klemmbrett auf das Ungetüm wies, wollte ich mir zuerst einreden, irgendwas sei falsch gelaufen. Mich den Blasket Islands an der irischen Südwestküste, mit denen ich mich seit Jahren beschäftigte, in so einem Fahrzeug zu nähern, schien mir ein Frevel zu sein. Den stolzen Irinnen, über die ich schrieb, wäre nichts zu einem Bus mit Fernsehern, getönten Scheiben, Klimaanlage, Toilette und Lautsprechern eingefallen, aus denen in Endlosschleife rührselige irische Musik rieselte, wie »Galway Bay« und »Danny Boy«. Ausgerechnet »Danny Boy«. Es war, als würde man mit einem Motorrad durch den Louvre fahren. Kaum vorstellbar, dass der Bus durch die schmalen gewundenen Straßen von Dingle passte.

Ich holte tief Luft und stieg ein. Mein Rucksack schrammte an der Tür entlang.

Mein Blick überflog die Reihen auf der Suche nach einem freien Platz. Die meisten waren besetzt. Ich versuchte, über die Sitzlehnen hinweg die leeren Plätze ausfindig zu machen und abzuschät-

zen, wer ein netter, mehr oder weniger ruhiger Reisegefährte wäre und wer allzu begierig darauf zu sein schien, dass ich neben ihm oder ihr Platz nähme. Längere Gespräche wollte ich auf jeden Fall vermeiden.

Ich war erschöpft. Erschöpft von dem Flug von Boston nach Limerick und müde auf eine Art, wie einen nur Flughäfen und Flugzeugluft müde machen können. Ich fühlte mich wie altes, hartes Brot, das man für die Füllung eines Truthahns brauchte.

Außerdem war mir ein bisschen zum Weinen zumute.

Nicht jetzt, mahnte ich mich und ging los.

Die meisten Fahrgäste waren alt. Meine beste Freundin Milly hätte gesagt, es sei unhöflich, so was zu denken, aber es war nun mal so. Die zwischen den Rückenlehnen aufragenden weißen Schöpfe sahen aus wie ein Feld zitternder Pustebumen. Heiter unterhielten sie sich miteinander, offensichtlich aufgeregt, eine Reise zu unternehmen. Mehrere hoben den Kopf und nickten mir zu. Ich hatte den Bus-Blick drauf: gucken, ohne zu starren, hoffen, ohne zu wünschen.

Ungefähr in der Mitte des Busses war ein freier Platz. Sogar zwei leere Plätze. Das konnte nicht sein. Ich sah mich suchend um, achtete darauf, mit meinem Rucksack niemanden anzustoßen. Rosie war noch nicht im Bus; der Fahrer stand draußen, Kaffeebecher in der einen, Zigarette in der anderen Hand. Zwei leere Plätze? War das eine Falle? Zu gut, um wahr zu sein.

»Hier hinten, junge Frau!«, rief mir ein älterer Mann zu. »Hier ist ein Platz frei. Der da vorne ist reserviert, glaube ich. Da können Sie nicht sitzen. Bis jetzt hat den jedenfalls keiner genommen.«

Ich überlegte, ob ich einfach mein Glück probieren, mich hinsetzen und warten sollte, was passierte. Das könnte mich aber auch in eine wirklich unangenehme Situation bringen. Der ältere Herr, der mir das Angebot gemacht hatte, sah ganz normal und gepflegt

aus. Ich könnte es schlimmer treffen. Also stapfte ich weiter den Gang hinunter.

»Warten Sie, ich verstaue den da oben«, sagte der alte Mann, der mir den Sitz angeboten hatte. Das Gepäckfach über ihm war geöffnet, er stopfte eine pilzfarbene Regenjacke hinein und lächelte mich an. Der Schnäuzer auf seiner Oberlippe war so breit wie ein Pflaster.

»Gerry«, sagte er und hielt mir die Hand hin. »Da habe ich aber Glück, dass ich neben einer schönen rothaarigen *Colleen* sitzen darf. Wie heißen Sie?«

»Kate«, erwiderte ich.

»Ein schöner irischer Name. Sind Sie gebürtige Irin?«

»Amerikanerin, aber mit irischen Wurzeln.«

»Ich auch. Schätze mal, jeder hier im Bus hat irgendeine Verbindung zur alten Scholle. Würde ich Geld drauf wetten.«

Seit meiner Landung vor wenigen Stunden war er der Erste, der den Begriff »alte Scholle« benutzte.

Er half mir, meinen Rucksack mit Schwung auf die Ablage zu hieven. Dann fiel mir ein, dass ich meine Bücher brauchte, und ich musste den Rucksack noch mal runterholen. Während ich darin herumkramte, wurde mir plötzlich bewusst, wie viele Meilen ich zurückgelegt hatte. Wie seltsam, in Boston aufzustehen und später am Tag in einem Bus nach Dingle zu sitzen, der schönsten Halbinsel der Welt!

2.

Wie irisch sind Sie?«, fragte Gerry, als wir uns gesetzt hatten. »Ich finde, es gibt die unterschiedlichsten Gründe, warum sich Menschen mit Irland verbunden fühlen. Amerikaner, meine ich. Na, letztlich wohl alle Nationen. Für mich war Irland immer die Gutenachtgeschichte der Welt, sozusagen. Schwer zu erklären.«

»Meine Familie stammt aus Irland. Sogar beide Seiten. Ich glaube, ich bin die vierte Generation in Amerika.«

»Ich die zweite. Aber ich bin ja auch ein klein bisschen älter als Sie. Woher kommen Sie in den USA?«

»Aus Springfield, Massachusetts.«

»Ich stamme aus Chicago. Bin da geboren und aufgewachsen. Na, auf jeden Fall freue ich mich sehr, neben Ihnen zu sitzen. Wissen Sie, letztes Jahr ist meine Frau gestorben, und da haben die Leute gesagt, Gerry, wie kannst du ganz allein reisen? Aber ich sage Ihnen: Allein reisen ist nichts Schlimmes, sondern was ganz Besonderes! Da muss man nämlich fremde Menschen ansprechen. Man muss offen sein, sonst ist es sinnlos. Haben Sie bestimmt auch schon gemerkt, oder?«

Das wird eine lange Fahrt werden, dachte ich. Ein ganzer Tag mit Gerry. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, mich neben ihn zu setzen. Unsere Unterhaltung wurde plötzlich durch ein quiet-

schendes Geräusch unterbrochen. Rosie erschien neben dem Fahrersitz und hastete seitwärts den Gang entlang. Die Reisenden versuchten, ihr im Vorbeigehen Fragen zu stellen, doch Rosie vertröstete sie mit erhobenem Finger auf später. Das Quietschen wurde lauter. Dann öffnete sich eine Doppeltür in der Mitte des Busses. Ein Rollstuhl wurde hochgefahren. Ich begriff, dass die Hebemechanik das Geräusch verursacht hatte. Im Rollstuhl saß eine sehr alte Frau. Sie trug eine schöne rote Walkfilzjacke, dazu eine graue Hose und schicke, zweckmäßige Pantoffeln. Ihr Gesicht wirkte unglaublich sympathisch. Offenbar war es ihr unangenehm, dass alle Fahrgäste warten mussten, bis sie in den Bus geladen wurde. Ein Pfleger half der alten Dame aus dem Rollstuhl und führte sie zu den zwei freien Plätzen. Rosie ermutigte sie unablässig, *ja, ja, gut so, das klappt aber toll*. Langsam setzte sich die alte Frau. Sie wirkte so zart, als würde sie jeden Moment zerbrechen. Der Pfleger nahm sich Zeit, um ihr eine karierte Decke über die Beine zu legen und an der Seite festzustecken, dann reichte er Rosie eine große Tasche mit Dingen, die die alte Dame offensichtlich brauchte. Rosie stellte sie auf den freien Sitz. Dann verabschiedete sich der Pfleger und fuhr mit dem Lift nach unten.

»Hab ich mir doch gedacht, dass der Platz reserviert ist«, sagte Gerry und nickte, als bestätigte er etwas Wichtiges. »Wertvolle Fracht.«

»Kennen Sie die Frau?«

»Noch nie gesehen. Aber sie sieht wie eine Lady aus. Keine Touristin, würde ich sagen.«

»Nein, keine Touristin«, pflichtete ich ihm bei.

Ihr Blick hatte meinen kurz gestreift, und sie hatte gelächelt.

Irland wird ja als grüne Insel bezeichnet, aber das ist falsch. Irland ist blau, violett und weiß; Schafe, Felsen und Wolken, Meer und

Sand und dazu ein Grün, das fast schon künstlich wirkt. Das alles zusammen. Ich schaute aus dem Fenster, die Stirn an die Scheibe gedrückt, und ließ meine Gedanken schweifen. Gerry hatte darauf bestanden, dass ich den Fensterplatz nehme. Er meinte, bei ihm sei es Verschwendung, weil er beim Busfahren sowieso immer einschlafe. Wie sich herausstellte, hatte er recht; noch bevor der Bus seine Reisegeschwindigkeit erreichte, war Gerry eingnickt. Er schnarchte, aber nicht besonders laut. Manchmal gab er ein Geräusch von sich wie der Absaugschlauch beim Zahnarzt.

Ich überlegte, ob ich lesen sollte, aber vermutete, mich nicht konzentrieren zu können. Ich dachte an Milly, meine beste Freundin daheim in Amerika. Ich dachte an das ordentliche kleine Apartment, in dem ich seit zwei Jahren wohnte, und an den Universitätscampus von Dartmouth, wo ich unterrichtete und an meiner Dissertation arbeitete. Mir fehlten New Hampshire, Ahornsirup und Holzrauch. Sosehr ich mich auch danach sehnte, Irland zu kennen und zu verstehen, und so dankbar ich für das Stipendium war, das mich als Gastwissenschaftlerin an die Universität von Limerick geführt hatte, fehlte mir doch das vertraute Leben, das ich mir aufgebaut hatte. Ich fühlte mich allein.

Plötzlich brummte mein Handy. Ich hatte es auf Vibrationsalarm gestellt. Als ich es herausholte, sah ich Millys Namen und ein kleines Bild von ihr mit einem Sittich. Der Sittich hieß Buster Maximus. Es war schon der vierte Buster in Folge.

»Hi, Milly!«, flüsterte ich. »Ich sitze im Bus. Kann nicht richtig reden.«

»Was?«

»Ich sitze im Bus!«

Ich stand auf und quetschte mich an Gerry vorbei. Er lächelte, nickte und schlief weiter. Schlafen konnte er gut. Ich ging nach hinten und blieb zwischen den beiden Toilettentüren stehen.

Nicht gerade der beste Platz, aber es war mir unangenehm, mich neben Gerry zu unterhalten. Bei Milly im Hintergrund lief Eva Cassidy. Sie liebte deren Musik und hörte sie, wann immer sie an ihren Skulpturen arbeitete.

»Kannst du mich hören?«, fragte Milly. »Ich verstehe dich kaum.«

»Ich bin in einem Bus, Mill. Runter nach Dingle. Wie geht es dir? Alles in Ordnung?«

»Guter Titel für ein Lied: Runter nach Dingle. Hört sich richtig schmutzig an.«

»Ich bin in so einem Touri-Bus. Riesenteil.«

»Erzähl mal: Was siehst du gerade?«

»Im Moment sehe ich zwei Toiletten«, sagte ich und holte tief Luft. Ich sollte Millys Kundschafterin im All sein, die von ihrer Erde abgeschickte Messsonde, die Fotos der Planeten und Asteroiden schickt, an denen ich vorbeikam. Sie liebte Geschichten, kleine Anekdoten und Details über alles, was ungewöhnlich war. Ich war zu müde für inspirierte Beschreibungen, wollte mich aber auch nicht komplett verweigern. »Ist echt wunderschön hier, Mill. Ungefähr so, wie man es sich vorstellt. Wie sich alle Irland vorstellen. Der Typ neben mir meinte, Irland wäre die Gutenachtgeschichte der Welt.«

»Ist er süß?«

»Er ist siebzig Jahre, Milly!«

»Fährst du heute noch auf die Inseln?«

»Nein, nur bis Dingle, aber von da kann man sie sehen, glaube ich.«

»Ist das aufregend! Schick mir ganz viele Fotos! Versprichst du mir das? Du machst immer viel zu wenig.«

»Ich tu mein Bestes. Wie geht es dir?«

»Gut, Süße. Keine Sorge! Ich bin fit wie 'n Turnschuh.«

»Ich mach mir schon Sorgen um dich, Mill. Das kannst du mir nicht verbieten.«

»Na, dann aber wenigstens nicht zu viele. Mir geht's gut.«

»Ich melde mich später noch mal. Oder morgen, ja? Dann kann ich dir erzählen, was ich gesehen habe. Vielleicht können wir skype. Falls ich noch rauskriege, wie das dumme Programm funktioniert.«

»Gut, Kate, dann amüsiere dich, kleine Irin! Meine kleine irische Colleen!«

»So hat Gerry mich auch genannt. Ich sehe wohl sehr irisch aus. Hab dich lieb!«

»Wer ist Gerry?«

»Der alte Mann, der neben mir sitzt.«

»Erwischt!«

Dann sagte sie, sie habe mich auch lieb, und ich legte auf. Bevor ich das Handy wegstecken und mich an Gerry vorbei an meinen alten Platz drücken konnte, sah ich, dass die alte Frau aufgestanden war. Sie wirkte unsicher und wacklig auf den Beinen, als wüsste sie nicht, wo sie hinsollte oder was sie tun wollte. Niemand schien sie zu beachten. Vielleicht schliefen die anderen Pusteb Blumenköpfe, so wie Gerry.

Zögernd ging ich den Gang hinunter und blieb hinter ihr stehen, bis sie sich zu mir umdrehte.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Wollen Sie das wirklich? Wir sind so lästig, wir alten Leute.«

»Aber nicht doch! Ich helfe gerne.«

»Ich müsste mal zur Toilette. Entschuldigen Sie die Umstände. Ich heiße übrigens Nora, aber die meisten nennen mich Gran.«

»Alles gut! Sagen Sie mir einfach, was ich tun kann. Ich heiße Kate.«

Sie war reizend. Manche Menschen werden im Alter freundli-

cher und sanfter, andere härter und mürrischer. Nora gehörte zur sanften Sorte. Sie lächelte mich an; ihre blauen Augen waren wunderschön – zart und durchscheinend wie Rauch. Nora besaß das irische Blitzen, von dem so oft die Rede war. Ihre Hand umfasste mein Handgelenk. Sie war nicht sehr kräftig.

Gran wies mich an, sie von vorne zu stützen. Ich hielt sie an den schmalen Ellenbogen fest und ging vor ihr rückwärts durch den Gang. Sie suchte Halt an den Rückenlehnen. Vor den Toiletten-türen blieb ich stehen. Die linke Kabine war frei. Ich hielt Gran die Tür auf.

»Es tut mir leid, aber ich brauche auch drinnen kurz Hilfe. Das ist mir sehr peinlich. Ich dachte, ich wäre perfekt auf die Reise vorbereitet.«

Ich war auf diese Bitte nicht eingerichtet, nickte aber und sagte, das sei kein Problem.

»Was für eine Art, sich kennenzulernen«, sagte Gran peinlich berührt, nachdem ich ihr in der Toilettenkabine geholfen hatte. »Doch letztlich ist es die natürlichste Sache von der Welt, nicht wahr?«, fügte sie hinzu.

Als ich Gran zurück zu ihrem Platz brachte, lud sie mich zum Tee ein, sollte uns das Schicksal noch einmal zusammenführen. Einen Teil des Jahres lebe sie in Limerick. Sie hätte einen Iren geheiratet und ihr halbes Leben in Irland verbracht, die andere Hälfte in Manhattan.

»Versprechen Sie mir, dass Sie zum Tee vorbeikommen«, sagte sie und drängte mir eine kleine elfenbeinfarbene Karte auf, die sie aus ihrer Jackentasche zog. »Sind Sie länger hier?«

»Ein paar Monate.«

»Na, dann ist es abgemacht. Waren Sie schon mal in Dingle, meine Liebe?«

»Nein, ich bin zum ersten Mal hier.«

»Na, Sie sehen aber aus, als seien Sie hier geboren. Wo sind Sie aufgewachsen?«

»In Springfield, Massachusetts.«

Sie schaute mich durchdringend an. Dann nickte sie.

»Ja«, sagte sie, »das erklärt alles.«

Dann flüsterte sie einen Satz auf Irisch.

»Eine Tür führt zur nächsten«, übersetzte sie. Ich nahm an, es solle bedeuten, wie klein die Welt doch sei.

»Eine offene Tür hat zwei Seiten«, gab ich auf Irisch zurück.

Sie sah mich lächelnd an und tätschelte meine Hand. Dann ging ich zurück an meinen Platz.

3.

Jetzt hatte ich also zwei neue Freunde im Bus. Als ich mich wieder setzte, wachte Gerry auf. Er rieb sich die Augen und unterdrückte ein Gähnen. Dann beugte er sich ein wenig zu mir herüber und schaute aus dem Fenster. Was auch immer er dort erwartete, schien sich mit dem zu decken, was er sah. Er lehnte sich zufrieden zurück, holte ein Döschen Minzpastillen aus der Tasche und bot sie mir an. Ich nahm eine. Er schüttelte das Döschen.

»Nehmen Sie noch eine!«, sagte er.

Ich fragte mich, ob ich Mundgeruch hätte, hielt es aber für wahrscheinlicher, dass Gerry einfach großzügig war. Er selbst klopfte vier Pastillen heraus und warf sie sich in den Mund. Sie hatten einen Beigeschmack von Zimt, der auf der Zunge brannte.

»Und, sind Sie als Touristin hier, oder ...?«

Er ließ die Frage offen, sodass ich nicht ausweichen konnte.

»Ich bin Doktorandin am Dartmouth College in New Hampshire. Ich schreibe gerade meine Dissertation über die Narrative der Frauen von den Blasket Islands.«

»Das ist ja spannend! Ich habe nur *The Islandman* von Tomás O’Crohan gelesen. Hatte mir eine Freundin empfohlen. Ich fand’s wunderschön. Kennen Sie das Buch?«

Ich nickte.